

(Nachdruck verboten.)

10)

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Die Bygde hatten alles, was sie an warmem Blut, an Zuberjacht und Energie besaßen, auf die Abenteuer des Lebens ausgeschickt, — ins Märchenland, wo derjenige, der wagt, auch gewinnt, Asteopot*) stets die Prinzessin kriegt und der Kühne das Glück ins Haus bringt! — Der Strom des Da-seins hatte Wettler heimgesandt.

Man hatte Hazard gespielt und verloren!

Es bedarf stählerner Herzen, um so mit der Vernichtung zu würfeln, — mehr als nur des hartgeschmiedeten Manneswillens, oder eigentlich — und dies bewirkte, daß diese Bygde sich nicht verloren gaben, sondern mit dem Rest ihres Mutes, mit dem Rest ihrer Kraft, dem Rest ihrer Habe Jahr um Jahr sich durchschleppten und quälten, bis der Würfel sich wieder nach oben drehte und sie die Dampfsschiffe vor der Thür hatten — es bedarf des tiefen Dranges im Nationalcharakter, welche gerade das Abenteuer will, das Spielen mit dem Zufall und dem Unerwarteten, das Spielen mit der Gefahr. Wie dieser Drang in stillen, thatenlosen Zeiten die Märchenerzählung hervorgebracht, so schickt er nun Menschen auf Thaten aus, — und nicht bloß ins Gebiet des Herings und des Meeres, sondern auch ins Reich der Dichtung und der Kunst!

„Rejer Zuhl! — So — ahoi! — Hoi!“

Es war im Hafen von Skudsnäs; Rejers Freund, der Untersteuermann, stand auf dem Heck des „Resolut“ und rief durch die hohlen Hände. Rejer hatte die grünbemalte, schmutzige Brigg, die, wie es schien, noch bis zur Hälfte mit Salz geladen war, bei einem der Lagerhäuser erblickt.

„Was machst Du hier?“ fragte der Seemann, als Rejer näher kam. „Bist mit Silber beschlagen? Du hast ja draußen eine Watenstange gehabt. . . Hör einmal, Junge, daß Du mir nicht etwa in Salz spekulierst, nun, da der Fisch flöten gegangen. . . Geh, warte ein wenig, nun haben wir gleich Mittagsruhe!“

Untersteuermann Bind war ein ungewöhnlich schöner Geselle, hoch und anmutig von Gestalt, dunkeläugig und schwarzhaarig.

„Es sind Erbsen und Schweinefleisch in der Kombüse,“ sagte er, als Rejer an Bord kam, „es wird Dir gewiß nicht schaden, wenn Du Dich ein bißchen durchwärmst.“

Rejer war es, als habe er schon lange keine solche Mahlzeit eingenommen wie hier am Kajütentisch.

„Dauernwirtschaft. . . Dauernschiffer. . . Dauernschute. . . Jetzt bin ich sie aber bald los!“ murmelte der Steuermann.

„Gundeleben, dieser Fischfang! — Nun ja, Rejer Zuhl. . . Nicht gerade, als hätte es mir nicht droben ganz verteuert gefallen. . . Man muß doch ein fixer Bursche sein. . . Mitten durch, vorwärts, mitten durch alles. . . aber ein bißel — bißel — bißel Verstand soll man dabei behalten, sonst bist Du auf einmal verheiratet, Du weißt selbst nicht wieso, Junge — und dann ist's aus mit dem Spaß.“

Sie. . . die Fischmagd. . . die schwarze Stina, erzählte mir alles an jenem Abend. . . Sie trug ihr Messer an Deiner schönen Kette. . . Aber warst Du denn ganz und gar verrückt? Ein Bursche, der auf einer großen Hufe sitzt und von solchen Leuten stammt wie Du — gleich hineinplumpsen und freien! — Nun und jetzt willst Du wohl nach Bergen. Dich unterhalten? Ich gehe auch dahin! Darum rief ich Dich auch an. . .“

Rejer schob die Erbsenschale auf den Tisch hin. Der Steuermann maß ihn.

„Du schaust mir nicht aus, als wolltest Du in den Tanzsaal. . . Du bist doch nicht toll genug, um verliebt zu schmachten. . . Dafür giebt es nur eine Kur. . . sich in eine andre verlieben. . . Wie alt bist Du?“

„Bald neunzehn.“

„Ja, als ich vor vier, fünf Jahren in Deinem Alter stand, da packte es mich ebenso.“

„Bald neunzehn.“

„Ja, als ich vor vier, fünf Jahren in Deinem Alter stand, da packte es mich ebenso.“

„Nein, ha. . . ha. . . ha. . .“ lachte Rejer überlegen, „den Unsinn ruderte ich mir noch in selbiger Nacht weg. . . Nein, hahaha. . . aber —“ Er überlegte sich's stark, ob er dem Steuermann sich anvertrauen solle; derselbe hatte etwas so Gutmütiges an sich, ein so natürliches, vertrauenswürdiges, prächtiges Wesen.

„Du schaust mir gerade so aus, als sähest Du in irgend einer Sauce und wolltest nicht heraus damit. . . Weißt Du nicht, was Du mit Deinem Geld anfangen sollst?“

Rejer nahm die Brieftasche hervor, in welcher ein gelber Zehnthalerzettel lag.

„Das ist alles, was ich habe!“

„Gar nicht so wenig! Accurat um zehn Thaler mehr als ich selbst, — denn die jämmerliche Feuer hier auf der Heringsbrigg hält einen kaum zwei Abende in der Woche über dem Wasser. . . Ich nahm es mir an, damit ich mich nicht ganz ruinire, während der „Alert“ in Bergen liegt und repariert wird. . . Teure Stadt das, die einen im Handumdrehen blank macht! Am klügsten, man geht aus dem Weg, dachte ich, ehe man zu tief in der Streibe sitzt! — Na also, Du hast zehn Thaler, Zuhl — Du gedenkst doch nicht, sie hier im Skudsnäs Hafen hinauszurufen? Hier giebt es nichts!“

„Nei — n. . . ich — ich —“, fiel er rasch ein, „ich weiß nicht, was ich anfangen soll. . . Ich gehe nach Bergen, um etwas zu werden, alles eins, was! — Ich will vom Hause weg, fügte er mit leiser Stimme bei und blickte zu Boden, „ich habe die Wirtschaft im Rastjord verloren!“

„So-o?“ — So, so!“ äußerte der Steuermann etwas verblüfft und rückte sich unwillkürlich etwas mehr die Bank hinauf.

„So steht es also! — Ja,“ sagte er sich rasch und sprang auf, „hätte ich nicht auf Leben und Tod gewettet, daß etwas Derartiges hinter Deiner borstigen Perrücke steckt, Zuhl. . . und diese unerschämte hohe Nase. . . Du gehst natürlich durch. . . hm!“ Er machte den Versuch zu pfeifen und in der Kajüte auf und ab zu spazieren, gab es jedoch wegen des niedren Raumes, in welchem er den Kopf bücken mußte, auf, „natürlich. . . geht durch! — Ja, schaust Du, Zuhl, daselbe that ich — von der Realschule. . . Nun, nun, und was hast Du nachher im Sinn?“

„Nur fortzukommen!“

„Grüte und Rosinen verkaufen?“

Rejer schwieg. Der Ton klang höhnisch.

„Sich über einen Ladentisch beugen? . . . So ein schwerer Klotz, der seines Vaters Sohn gewesen all sein Leben lang!“

Der Steuermann schüttelte den Kopf. „Sehe keine Aussicht darin! Lieber an einer Kaae hängen, Junge, — da ist es wenigstens lustig! Was?“

Er steckte beide Zeigefinger ins Kermelloch seiner Weste und wiegte seine starke, gesunde Gestalt hin und her.

„Auf's Meer, — auf's — Meer! Natürlich, Junge!“

Dieser Rat sprach ungemein an, — gar nicht zu erwähnen, daß er ihm schmeichelte; längst hatte er des Steuermanns freies Seemannswesen, seine flotten Ausdrücke und seine frische, leichte Art des Benehmens bewundert. Er brummte etwas in den Hals, was aber weder Ja noch Nein bedeutete.

„Seefrant?“ erkundigte sich der Steuermann.

„Kann' ich nicht!“

„Nun also!“ Im Anfang allerdings ein hübsches Gundeleben. . .“

„Mach' mir keinen Deut draus!“

„Mußt gehorchen und Deinen großen Schnabel tüchtig zuhalten, — während der ersten paar Touren ihn in ein Futteral stecken!“

„O — werde schon acht geben!“

„Du bist zu lang, das ist Dein Glück, — so einen Straßbalken wird niemand zum Kajütenjungen mögen. . . Hör einmal,“ fragte er plötzlich, „glaubst Du, daß Du Erbsen kochen kannst, ohne daß sie anbrennen. . . und Grüdbrei. . . und Kaffee — wenn Du Dich früher in Bergen droben vierzehn Tage übst?“

Rejer räusperte bescheiden.

„Ja, freilich kannst Du's. . . Auf dem „Alert“ brauchen wir einen neuen Koch; so gehst Du mit uns nach dem Süden ins Mittelmeer und kochst Dich auf der ersten Reise, so gut

*) Asteopot, das männliche Aschenbrüdel des nordischen Märchens.

Du kannst, durch. . . Deine zehn Thaler verwendest Du, um Dich ein bißchen aufzutakeln, denn in solch einem langen, gestampften Frießrock mit Hornknöpfen am Rücken hissen sie Dich auf die Marsraae, zur Besichtigung für den ganzen Hafen."

Rejer sah eine Weile in Gedanken versunken und stierte in die Erbsenschüssel. Seine Züge verdüsterten sich mehr und mehr zu einem echten Zuhlgelicht, scharf wie ein Vordersteben.

„Alles eins, ob es durch Erbsen oder Bogen geht — zur See will ich!"

5.

„Alle Mann auf . . . Reff . . . reff . . . reff!" brüllte man plötzlich unter Trampeln und Spektakel ins Volkslogis des Merts hinab.

Rejer öffnete vorsichtig die Augen, — und während der ersten Tage auf der Nordsee lag er stets in ungeheurer Angst, ein „Alle Mann" zu überhören, im Bett — er wußte, daß er tief zu schlafen pflegte, und nahm alle Verhaltensmaßregeln an, wie man mit offenen Ohren ruhe. Denn als Koch war er des gewöhnlichen Wachtwechsels ledig und konnte die ganze Nacht schlafen, ausgenommen wenn es zum Reffen oder zu anderer Allemannsarbeit kam.

„Ein Reff ins Marssegel . . . Bramsegel fest . . . Alle Mann auf!" wiederholte man die Kommandos von oben, während man auf der Treppe mit einer Blechfasserole trommelte.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Rosenhagen.

(Leffing-Theater.)

Das junge deutsche Drama, das in den 80er Jahren geboren wurde, droht nachgerade rettungslos in einer realistischen Kleinkunst zu — versinken und zu versumpfen. Was es an sauberer Arbeit in den Einzelheiten gebracht hat, ist selbstverständlich geworden und bietet keine Lebensmöglichkeit mehr. Die kleinen Vorgänge, die ehemals groß erschienen, wirken monoton, weil sie in immer derselben kleinen Gestalt wiederkehren. Der Hauch der Jugend, der über manches hinwegtröstete, ist allmählich geschwunden und hat einem alten Zuge Platz gemacht. Das junge deutsche Drama, soweit es eine Richtung, ein Genre, eine kleinrealistische Specialität repräsentiert, ist heute bankrott. Das kann man aussprechen, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen. Selbst diejenigen, die litterarisch in den Koulurs mit hineingezogen sind, werden die flauere Stimmung nicht leugnen können, wenigstens nicht vor sich selber. Einer nach dem andern versucht ja die kleine Form zu sprengen und einem nach dem andern mißlingt es. Selbst aber, wer an die gedrückte Stimmung nicht glauben will, wird bald daran glauben müssen. Die skandalösen Mißerfolge der letzten Jahre reden eine zu deutliche Sprache.

Woz Halbe, den wir alle gern haben, versuchte im „tausendjährigen Reich" den Niederungen zu entrinnen, die dem Vergessenen geweiht sind. Er strebte in dieser Dichtung, die wir für seine beste und größte halten, nach Monumentalität des Charakters, nach einem tieferen, geistigen Hintergrund und nach einem poetischen Gehalt, der mehr ist, als das bißchen Stimmung, das Ibsen spielend nebenher erledigt. Er strebte keineswegs ohne Erfolg. Die Dichtung hätte mit allem Ernst und mit aller Liebe aufgenommen werden müssen; aber sie ward es nicht. Sei es nun, daß das Publikum Halbes Streben nicht begriff, oder daß das religiöse Motiv dem modernen Berlin allzufern lag — kurz, die Dichtung fiel durch, und es ist für Halbe am Ende nur ein platonischer Trost gewesen, daß hier und an einigen wenigen andern Stellen gegen diese Unbill Verwahrung eingelegt wurde. Das „tausendjährige Reich" vermochte auch nicht einmal für einen armen Theaterwinter zu befestigen.

Nichtsdestoweniger war jener Abend im Deutschen Theater ein Sieg. Die „Jugend", die seinen Auf begründete, ließ Halbe weit hinter sich, und es verschlägt gar nichts, daß die Menge der Liebesgeschichten begeistert zustimmte und der religiösen Tragödie den Beifall verweigerte. Halbes Talent hat niemals schöner geleuchtet und seine blauäugige deutsche ehrliche Kunst, hat kein innigeres und tieferes Wert zu verzeichnen. Jene herbe, unverdiente Niederlage wiegt uns zehnmal den lauen Erfolg auf, den das „Haus Rosenhagen" im Leffing-Theater fand.

Im „Haus Rosenhagen" ist Halbe nicht so hoch gestiegen, daß er riskieren könnte, sich das Genick zu brechen. So blieb ihm eine Katastrophe erspart, aber dafür mußte er auch auf jede stärkere innere Anteilnahme verzichten. Wäre er hinaufgestiegen, sei es auch nur, um an einer gefährlichen Stelle abzustürzen: wir hätten den wagemutigen Letterer lieber gesehen, als den beschaulichen, mit etwas Embonpoint gesegneten Wanderer, der in der breiten Ebene die Ferienstraße zog. Die ganze Anlage des neuen Dramas ist derart, daß Halbe dabei wenig verlieren, aber auch gar nichts gewinnen

konnte. Hoffentlich begegnen wir ihm noch mal, wenn er, jung wie er ist, wieder va banquo spielt und sich den Teufel darum kümmert, was getreue Nachbarn und desgleichen dazu sagen. Getreue Nachbarn und desgleichen begreifen nie die Kunst und nie das Spiel, es sei denn ein trister Stat um die Viertel. Ihr Widerspruch geht mit allem übrigen in einem hin.

Im „Haus Rosenhagen" handelt es sich um Bauernhag, was an sich eine sehr respectable Sache ist. Ein starker Hag ist durchaus eines Dramatikers würdig, vorausgesetzt, daß der Dichter uns mit dem Hag auch die starke Persönlichkeit giebt, in der er wohnt. Das ist nun bei Halbe leider nicht der Fall, wie bereits eine leichte Skizze des Inhalts ergeben wird. Die Rosenhagen haben im Laufe der Zeit all die kleineren Besitzter, von denen ihr Gut umlagert wurde, verschlungen. Nur einer, der Bauer Boh, liegt ihnen mit seinem Hofe sozusagen vor der Thür und spottet ihrer Herrschaft. Es versteht sich also am Naude, daß zwischen dem alten Rosenhagen und dem alten Boh eine erbitterte Feindschaft besteht. Nun stirbt aber der alte Rosenhagen im ersten Akt; das Drama setzt mit seinem Tode ein. Damit sinkt aber der eigentliche Träger des Bauernhasses ins Grab, und die Tragödie wäre aus, noch ehe sie beginnt, wenn Halbe nicht zu allerlei Geschichten seine Zusucht nähme, die mit Bauernhag und Bauernnatur so wenig zu thun haben, wie etwa das Café Kaiserhof mit einem stürmischen Novembertag in meiner Heimat.

Der alte Rosenhagen, in dem der Bauernhag ungebrochen, wild und rücksichtslos lebte, sinkt ins Grab; diesen Prachtstern schafft Halbe aus der Welt, um den jungen Rosenhagen einführen zu können, der gar kein rechter Bauer ist, in dem vielmehr die ursprüngliche Bauernnatur durch tausend kulturelle Einflüsse gebrochen und entkräftet wird. Warum thut Halbe das? Warum muß der alte Rosenhagen, den Halbe für sein Motiv (das Motiv des Bauernhasses) so notwendig brauchte, einem modernen, nicht mehr einseitigen, nicht mehr starken Menschen weichen? Was bewog den Dichter, der die Tragödie des Bauernhasses schreiben wollte, — den starken Träger dieses Hasses totzuschlagen? Die Antwort ist leicht und entscheidet doch in ihrer ganzen Einfachheit den ästhetischen Wert des Stückes. Halbe braucht den jungen Rosenhagen, denn um den ganzen Abend zu füllen, brauchte er eine Liebesgeschichte, auf die der alte sich nicht gut hätte einlassen können. An dem schweren und wichtigen Motiv des Bauernhasses erlahmte die Kraft des Dichters und so verknüpfte er mit seinem ursprünglichen Konflikt einen Liebeskonflikt. Auch auf diese Weise hatte er zwei Konflikte, von denen keiner zu seinem Recht kam, am wenigsten aber der ursprüngliche und starke: der ungebrochene wilde, jähre Hag, der tragisch enden mußte, wie jede einseitige Lebensäußerung, sei es nun der Hag des alten Rosenhagen, oder die Liebe des Nazareners. Hätte Anzengruber diese Tragödie geschrieben, er hätte den alten Rosenhagen im ersten Akt nicht umgebracht, sondern hätte uns ihn mit seinem ganzen finsternen Hag und in seiner ganzen rauhen Gewaltthätigkeit gezeigt: Halbe schiebt in sein Drama Litteratenerlebnisse ein und durch diese Kreuzung entstand ein Produkt, wie der junge Rosenhagen, halb Bauer, halb moderner Mensch, schließlich keins von beiden. Lebensunfähig auf jeden Fall.

Die Darstellung im Leffing-Theater war in allem Wesentlichen gut. Fr. Sauer fand für ein verschmähtes junges Weib sehr herbe und echte Töne; Winterstein spielte den jungen Rosenhagen so natürlich und warm, wie er immer spielt; Patry war in der Rolle des alten starrköpfigen Boh ganz prächtig. Seine Auffassung war brillant und wurde mit großer Konsequenz durchgeführt. Eine alte, noch immer lebenslustige Großmutter (eine der gelungensten Gestalten des Stückes) wurde von Fr. Albrecht mit gutem Humor dargestellt und in einer kleinen Episode endlich holte sich Willy Grünwald einen Applaus bei offener Scene. Sehr böse war Adolf Klein, dessen äußerliche Schauspielerei mitunter wirklich nur sehr schwer zu ertragen ist. Grete Meyer, die wir übrigens mit Freuden wiedersehen, mußte eine Rolle spielen, die ihrem ganzen Wesen widerspricht. Uebrigens ist gerade diese Gestalt vom Dichter sehr schwach ausgestattet. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

a. e. Ein italienisches Gelehrtenleben des sechzehnten Jahrhunderts. Unter den großen Naturphilosophen, die Italien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, ist der, dessen Leben und Persönlichkeit wir am genauesten kennen, Hieronymus Cardanus, geboren vor nur gerade vier Jahrhunderten, am 24. September 1501, zu Mailand. Während uns des ungleich bedeutenderen Nolaners Giordano Bruno Geschichte nur sehr lüdenhaft bekannt ist, verschafft uns mit Cardanus Lebensumständen und Charakter die allerintimste Vertrautheit sein autobiographisches Werk „Ueber das eigne Leben", ein Buch, das in Bezug auf verblüffende Offenherzigkeit geradezu einzig dasteht und wenigstens in dieser Hinsicht selbst Rousseaus „Beichten" weit hinter sich läßt. Cardanus war ein unehelicher Sohn des Mailänder Juristen Fazio Cardano. Sein Vater ließ ihm eine sorgfältige, aber einigermaßen zersahrene Erziehung angedeihen, bei der aber das frühreife Genie des Cardanus zu der erstaunlichen Vielseitigkeit gelangte, die ihn auszeichnet. Der Besuch verschiedener italienischer Universitäten vervollständigte seinen Aus-

Bildungsgang, der eigentlich darauf berechnet gewesen war, ihn zur ärztlichen Laufbahn vorzubereiten. Als Arzt ließ er sich dann auch in seiner Vaterstadt Mailand nieder. Zudem wollte seine Praxis hier nicht recht gedeihen, einmal weil er wegen seiner unehelichen Geburt sich beständige Zurückhaltungen gefallen lassen mußte, und dann weil das Ziel seines Strebens vor allem wissenschaftliche Entdeckungen und schriftstellerische Leistungen waren: auf dem Gebiet der Naturphilosophie und der Naturwissenschaften, in erster Linie der Mathematik, über die er schon als 20jähriger Jüngling in Pavia Vorlesungen gehalten hatte, und dann der unzeitigen Afterswissenschaft Astrologie, zu deren Gläubigen und Verkündern er sein Lebtag gehört hat. So ging es ihm, zumal er auch die unökonomische Leidenschaft des Spielens hatte, lange Zeit herzlich schlecht, auch nachdem er sich im Alter von 31 Jahren zum Heiraten entschlossen hatte, und zwar so schlecht, daß er zeitweilig genötigt war, mit seiner Frau im Arbeitshaus Unterschlupf zu suchen. Seine materielle Lage verbesserte sich dann durch erfolgreiche Kuren und durch seine wissenschaftlichen Leistungen. Auf diese letzteren fällt für die Gegenwart vor allem dadurch ein Schatten, daß er für den astrologischen Wahnglauben in bänderreichen Schriften mit großem Eifer eintrat; aber man darf nicht vergessen, daß er diesen Irrtum mit fast allen seinen Zeitgenossen teilte. Auch seine naturphilosophischen Schriften enthalten des Phantastischen genug, was bei dem damaligen Entwicklungsgrade der Wissenschaft nicht Wunder nehmen kann. Und es entschädigt dafür das geniale Streben, die Dinge in ihrem Zusammenhang, das Weltall in seiner gesetzmäßigen Entwicklung zu erfassen, was ihn zu so mancher überraschenden Vorwegnahme hochmoderner Entdeckungen geführt hat. Sein Denken hat freilich die Eigenschaften der mittelalterlichen Scholastik noch nicht ganz abgestreift, ist aber doch so weit modern, daß seine rechtgläubigen Gegner ihn des Atheismus beschuldigten, der ihm freilich gänzlich fern lag. Hat Cardanus aber auch als Philosoph nicht den Anspruch, in eine Reihe mit größeren Denkern der aufbrechenden Neuzeit, vor allem mit Giordano Bruno gesetzt zu werden, so sind dagegen unvergänglich seine Verdienste auf dem Gebiet der mathematischen Wissenschaften, vor allem der Algebra, die er in verschiedenen umfassenden Werken behandelt und gefördert hat. Noch heutigen Tages trägt seinen Namen die Formel zur Auflösung der Gleichungen dritten Grades. Sein Entdeckerruhm wird allerdings beeinträchtigt dadurch, daß er vertrauliche Mitteilungen des Mathematikers Tartaglia, der eine Methode zur Auflösung bestimmter Arten von Gleichungen dritten Grades erfinden hatte, ohne Erlaubnis und ohne Namensnennung seiner Weiterführung des fruchtbringenden Gedankens zu Grunde gelegt hat. Ist aber auch sein Verhalten in dieser Affaire, die viel Staub aufwirbelte, keineswegs einwandfrei, so muß ihm doch zugestanden werden, daß er erst eine allgemein gültige Formel entdeckt hat. Neben der Cardanischen Formel trägt noch seinen Namen die Cardanische Aufhängung, wie sie hauptsächlich auf Schiffen vielfache Verwendung findet. So war Cardanus gegen Mitte des 16. Jahrhunderts zu einem in aller Welt hochberühmten Manne geworden, den der Papst wie der König von Dänemark an ihren Hof zu ziehen suchten; beides lehnte er ab. Den Höhepunkt seines Lebens bezeichnet das Jahr 1552, als er eine sechsmonatliche Reise in die nördlichen Teile Europas unternahm. Der Erzbischof Hamilton von St. Andrew in Edinburgh hatte ihn zu sich laden lassen, um von der Schwindsucht geheilt zu werden. Cardanus verdankte freilich diese Verurteilung einer Vorpiegelung falscher Thatsachen, da er in einem seiner jüngsten Werke behauptet hatte, verschiedene Fälle von Schwindsucht geheilt zu haben, was nicht der Wahrheit entspricht. Daraufhin hatte der Prälat seine Zuflucht zu ihm genommen, und Cardanus hatte mit seiner Lüge Glück, da der Prälat nur an Asthma litt, das er zu heben vermochte. Er besuchte dann auch in London den Hof des Königs Eduard VI., dem er das Horoskop stellte und ein langes Leben prophezeite. Der junge König starb dann freilich im nächsten Jahre; Cardanus aber sah seine Berechnungen nach und entdeckte seinen Rechenfehler, dessen Anmerkung Eduard nach allen Regeln der Astrologie sterben ließ. Nach seiner Rückkehr von dieser ausgedehnten Reise, die ihn auch nach Deutschland führte, wurde Cardanus bald von schweren Schicksalschlägen betroffen. Von seinen beiden Söhnen war der eine so mißraten, daß er ihn völlig von sich gewiesen hatte, der andre lebte in unglücklicher Ehe und wurde durch die Untreue seiner Frau zu solcher Wut angestachelt, daß er sie vergiftete. Er wurde dafür zum Tode verurteilt und trotz aller Bemühungen seines Vaters enthauptet. Später wurde Cardanus selber aus Mailand verbannt, warum wissen wir nicht. Er wirkte dann acht Jahre, von 1563—1570, in Bologna als Professor, bis er wegen Reuerie eingekerkert wurde und es nur der Fürsprache etlicher Kardinalen, die ihm wohl wollten, zu verdanken hatte, daß er nach mehreren Monaten losgelassen wurde. Er mußte nach Rom ziehen und durfte nichts mehr schreiben. In Rom ist er am 20. September 1576 gestorben. Wie einige behaupten, am freiwilligen Hungertod, weil er seine astrologische Prophezeiung über das Datum seines Todes nicht habe zu Ehanden machen wollen. Möglich wäre das, zumal er wiederholt Selbstmordversuche gemacht hat, aber es ist nicht erwiesen. Seinem Charakter wird gewöhnlich großes Unrecht angethan, freilich auf Grund dessen, was er über sich selber in seiner Autobiographie sagt. Wenn er sich da aber z. B. als Eigenschaften zuschreibt, er sei „jähzornig, hartnäckig, brutal, schwierig zu behandeln, unvorsichtig, nachhaltig, neugierig, verätherisch, den Seinigen feindsüchtig, falsch, ruchlos, geschwätzig, verleumderisch, ausschweifend, unzüchtig, zotig“, so darf man nicht vergessen, daß er da alle Wallungen und Triebe aufzählt,

die sich zu verschiedenen Zeiten in ihm geregt haben, aber meistens durch andre Triebe gekreuzt worden sind. Schreibt er sich doch auch zu: „Er verachtet das Geld, er hat keinen Ehrgeiz, und die größte seiner Tugenden ist die Beständigkeit, mit der er seine Unglückschläge ertragen hat, ohne eine Klage, ohne eine ungeduldige Bewegung. Er hat niemals gelogen.“ Da fehlt es denn freilich auch nicht an Uebertreibungen. Aber man muß doch sagen: bei aller ungestümen Leidenschaftlichkeit, die ihm eigen war, und bei manchen Fehlern und Verfehlungen, aus denen er kein Hehl gemacht hat, war doch der Grundzug seines Wesens gut, wor er vor allem durch und durch ein nie ermüdender Forscher, der sich immer strebend bemühte: eine rechte Kaufmannsart, wie sie das 16. Jahrhundert so zahlreich hervorgebracht hat. —

Theater.

Freie Volksbühne: Die Gespenster. — Ich habe die erschütternde Tragödie Ibsens oft gesehen, in Deutschland wie in Scandinavien, in glänzenden, guten und dürftigen Aufführungen — immer bin ich ergriffen aus dem Theater gegangen. Selbst durch eine schwache Aufführung schlägt Ibsens große Dichterkraft hindurch. Immer wieder wird man von der starken Kunst gepackt, die hier die Vergangenheit heraufbeschwört und in gegenwärtige lebendige Handlung verwandelt. Immer wieder bewundert man Frau Alving und ihre in der Einsamkeit gewachsene kühne, unerlöschende Weltanschauung. Immer wieder macht die Scene das Herz erbeben, in der Oswald der Mutter gesetzt, daß er ein gebrochener Mensch ist. Die Jahre sind bisher völlig spurlos an der Dichtung vorübergegangen und das wird wohl noch auf lange hinaus so bleiben.

Wo liegt eigentlich die Tragik des Dramas? Es könnte scheinen, als ob sie in dem Schicksal Oswalds läge, der — selbst unschuldig — die Sünden seines Vaters büßt. Es scheint indessen nur so und die Freunde oder Gegner der Vererbungsstheorie können sich ihre schätzenswerten Beiträge zur Aesthetik dieses Dramas soweit sparen. Oswald büßt nicht die Schuld des Kammerherrn Alving, was eine ziemlich brutale Sache wäre. Die Schuld des Kammerherrn ist vielmehr in ihren gesellschaftlichen Zusammenhang aufgelöst und also gestrichen. Auch der Kammerherr ist im letzten Grunde ein Mißbender. Wie ein Gespenst schleicht die Anschauung durch die Welt, daß die Arbeit eine Strafe sei. Kammerherr Alving war mit Reichtum und gesellschaftlichem Ansehen in hohem Maße gesegnet, aber er hatte keinen Beruf, er hatte nur eine Beschäftigung; er hatte keine Freunde, er hatte nur Bekannte; er konnte die Freunde nicht, er mußte sich mit Vergnügungen begeben. In diesem müßigen Leben, das für ihn standesgemäß war, ging der junge, kräftige, frohe Lieutenant Alving zu Grunde. So lustig dieses Leben dem Anschein nach ist, für ihn wurde die traditionelle Lebensanschauung seines Standes zu einem Gespenst, das ihn verdarb. Die Welt ist von Gespenstern voll. Der Kammerherr, Frau Alving, Oswald, Pastor Wanders, wir alle schlagen uns mit Gespenstern, denen wir ganz niemals entrinnen. Wir alle tragen ererbte Werte im Blut, das ganze Volk trägt und leidet an seiner historischen Vergangenheit. Dabei aber — und hier liegt die tragische Notwendigkeit — können wir die Vergangenheit nicht tilgen, ja nicht einmal hinweg denken, weil wir ohne sie gar nicht geworden wären. Die Vergangenheit wirft ihre künftigen Schatten in die Gegenwart hinein — das, und nicht etwa die Familiengeschichte des Hauses Alving, ist der tragische Sinn der „Gespenster“.

Die Aufführung im „Vossische Theater“ muß sehr gelobt werden. Fr. Jona war als Frau Alving viel besser, als man von vornherein erwarten durfte. Patry, der den Uebergang ins Charaktersach überraschend leicht vollzieht, spielte den Wanders mit Klugheit und wirksamer Charakteristik, obwohl die Rolle sonst seinem selbststärkeren Wesen widerspricht. Grunwald, im ganzen ein wenig zu nichtig, fand doch erschütternde Töne für die erschütternden Szenen. Auch der Engstrand gelang, obwohl in dieser Gestalt die Widersprüche so nahe beieinander liegen, daß ich noch keinen Darsteller sah, der sie vollkommen zu überwinden wußte. Ibsen selbst ist daran nicht unschuldig — es steckt etwas Konstruiertes im Engstrand, nicht viel, aber doch etwas. In Summa: Der Nachmittag war prächtig. — E. S.

Musik.

Seit längerer Zeit wurde im Theater des Westens und sonst noch eine Wiederaufnahme der Operette „Ciroffé-Ciroffé“ von Charles Lecocq versprochen. Es ist jetzt bald ein Menschenalter her, daß dieses Werk gleich der „Madame Angot“ desselben Komponisten auch das deutsche Publikum packte, dann aber, soweit uns Kenntnis reicht, im Repertoire hinter Operetten neuerer Richtung zurücktrat. Sie ist gegenüber dem dramatischeren Zug derer von Andran und Jones mehr in dem älteren lyrischen Stil gehalten, in dem es die Zusammenfassung in melodische „Nummern“ gilt. Allein innerhalb dieses Stils kann man jenes Werk gestraft als eine der bedeutendsten Leistungen betrachten, die es auf musikalisch-dramatischem Gebiete überhaupt giebt. In erster Linie steht hier die Produktivkraft des Komponisten im Schaffen von Melodien; weit und breit dürfte ein solcher Reichtum wahrhaftiger und annuuliger musikalischer Blüten nicht wiederkehren. Dann aber ist auch die sonstige kompositorische Ausgestaltung von einer Höhe, wie sie vorher und nachher kaum jemals erreicht wurde. Und schließlich versteht Lecocq wie wenige das Aufbauen seiner Nummern

auf der dramatischen Situation und auf den Charakteren. Wenn dem rasenden Bräutigam Mourzouk an Stelle der, natürlich von Piraten geraubten, Girofla die Girofla vorgeführt wird, und nun eine Stimme nach der andren im Sextett beginnt: „Wie sie der Schwester ähnlich schaut“ — ich glaube: Richard Wagner würde hier eine getreuliche Uebersetzung seines eigenen Ideals in die Sprache der Operette anerkennen und es nicht weiter übelnehmen, daß das erste Thema seinem Steuermannslied vom fliegenden Holländer ähnlich schaut. Man könnte fürwahr das ganze Werk, trotz des meist recht niedrig stehenden Librettos, als eine Vorlage für musikalischere Erörterungen durchnehmen.

Das Central-Theater hat nun endlich die Wiedererweckung der Zwillingsschwester ausgeführt und sich damit wieder als ein für heutige Kunstverhältnisse höchstehendes Operetten-Theater bewährt. Für heutige Kunstverhältnisse: von einer Muster-aufführung ist namentlich deswegen keine Rede, weil man anscheinend weder die Zeit, noch den Kapellmeister, noch den Vortragsmeister findet, um einen musikalischen Vortrag auch hier so zu pflegen, wie ihn auf dem eristen Gebiete Wagner, Liszt, Bülow und Niemann gelehrt haben. Ist Herr Kapellmeister Kurt Goldman oder sonst eine Nacht schuld daran, daß mit Ausnahme der ersten Solisten der Sang und das Instrumentalspiel so accentarm vor sich gingen, wie es leider in den allermeisten solchen Fällen zu geschehen pflegt? Um so trefflicher war Herrn Sondermanns Regie; zumal die schwierige Inszenierung des zweiten Aktes ist ein Meisterstück. Je höher eine solche Leistung steht, desto eher wird man angeregt, über dies oder jenes zu reden. Im ganzen scheint mir die Regie etwas zu sehr von jenem Zug des Längelnden, der für die moderne englische Operette paßt, in dieses andersartige Werk hineinzubringen. So dürfte es um so stülwidriger sein, die Mauren Mourzouks à la „Mitado“ hereinzulassen zu lassen, als der Text dazu ausdrücklich lautet: „Es naht die Schar zu Paar und Paar, Gleich unserm Herrn zu paradien. Macht frei die Bahn, Und seht uns an, Wie majestätisch wir marschieren!“ Uhu.

Wie Werber als Girofla und Girofla! Man muß doch gerade als Kritiker den Mut haben, es frei herauszusagen, wenn man auf dieser booiischen Welt irgendwo eine ganz echte Künstlerkraft weiß. Eine solche steckt in unserm kleinen Werber. Daß diese die charakterisierende Unterscheidung der beiden Schwestern gut anlegte, wenn auch nicht ganz scharf durchführte, wäre nicht einmal die Hauptsache; aber daß sie auch in diese Gestalt eine Vortragskunst und eine Wärme hineinlegte, wie sie nicht so bald wieder auf den Brettern erscheinen, das kann nicht hoch genug gepriesen werden. Täuscht mich in der Vergleichen der jetzigen Gesangskunst des Tenors Sigismund und Anstادت (Marasquin) mit seinen früheren Leistungen mein Gedächtnis nicht, so haben wir es dabei mit einem sehr bemerkenswerten gesangstechnischen Fortschritt zu thun. Abgerechnet einige forcierte Abbrüche hoher Töne liegt hier eine musterhafte Tongebung vor. Manche Andre waren recht gut, der Chor war es nicht, der Wunsch seitens des Publikums am vorgerichtigten Sonntag unrechterweise noch weniger. — sz.

Aus dem Tierleben.

In der „Wahr. Forst- und Jagdztg.“ plaudert ein Mitarbeiter: Anfangs Juli d. J. sah ich beim Verzehren meines Mittagessens im Walde auf einem Weidenbäume, dessen Durchbruchstelle behufs Verhinderung von Erdschiebungen mit Föhrenstangen vor Jahren erbaut wurde. Meine Wuben, die mir das Essen brachten, stiegen zum Zeitvertreib auf dem Verbaue herum und machten mich bald darauf aufmerksam, daß zwei Vögelchen mit Äyung in den Schnäbeln uns fortwährend ängstlich anstarrten. Es war ein Pärchen Sumpfwaischen, die in Erdhöhlen brüten und bei uns im allgemeinen nicht häufig sind. Die Vögelchen flogen nun fast eine halbe Stunde lang ununterbrochen an eine Stelle, die von unserem Plage aus nicht recht zu beobachten war, hatten aber auffallenderweise die Äyung immer noch in den Schnäbeln, bis ich mich entschloß, der Sache nachzugehen. Und richtig, ich sah sofort die beiden Vögelchen, wie sie an dem zwischen zwei horizontal aufeinander liegenden Stangen befindlichen Flugloche verzweifelte Anstrengungen zum Durchkommen machten, aber o weh, es ging nicht, die Wuben hatten beim Daraußerumklettern die vorher lose aufeinanderliegenden Stangen fest gegen einander gedrückt. Die obere Stange etwas heben, ein Nestchen dazwischen schieben, war rasch geschehen, und im Nu flog eines der alten Vögelchen zu, kam aber aus dem Loch nicht mehr heraus, was bei mir die Meinung erweckte, es möchte das Nest zertritten oder zerdrückt sein, und das Vögelchen könne sich innen nicht helfen. So hob ich denn die obere Stange ganz auf. Was ich nun sah, erregte meine Bewunderung. Das Nest und Inhalt war tabellos; das alte Vögelchen stand im Neste und schrie unter dem Bestreben, die halbflügeligen Jungen mit den Flügelzugen zu überdecken, ganz fürchterlich; es wich auch nicht vom Plage, unbekümmert darum, daß ich zur Entfernung eines das Nest bedrohenden, niederhängenden Erdklumpens ganz unmittelbar an das Nest greifen mußte, so daß es mir ein leichtes gewesen wäre, Alt und Jung mit der Hand zu überdecken. Eine Seltenheit jedenfalls, denn der Vogel nach hinstechen der alte Vogel hinweg, wenn sich eine menschliche Hand an seinem Neste zu schaffen macht. Ich legte die aufgeschobene Stange sorgfältig wieder auf und — der Vogel blieb in seinem Neste. Erst als der

andre Etheil erschien, war eitel Freude, wie der beschleimigte Zu- und Abflug zeigte. —

Humoristisches.

— **Naturton.** Seine Excellenz der Kommandierende General hatte das Infanterie-Regiment besichtigt und alles in bester Ordnung vorgefunden. Er hatte das den Herren Stabsoffizieren und Compagniekommandanten in einer schönen Ansprache gesagt und wollte eben ins Hotel zurückfahren. Der Generalstabschef aber erinnerte Seine Excellenz an den „Delorierten“.

„Nichtig . . .!“ rief der Kommandierende etwas gedehnt, „... Herr Oberst, führen Sie mir den delorierten Feldwebel vor!“ Es geschah.

„Sie sind also der Mann,“ sprach der Kommandierende, „der durch die Gnade Seiner Majestät vor kurzem so schön, so herrlich ausgezeichnet wurde. Ihre Heldenthat, die Rettung zweier Leben mit eigener Todesgefahr verdiente Ihnen die allerhöchste Anerkennung. Ich danke Ihnen im Namen des allerhöchsten Dienstes. Es freut mich unendlich, einen Mann kennen zu lernen, der nicht nur seine Pflicht voll und ganz that, nein, der beinahe über seine Pflicht hinaus — Entschlossenheit, Kühnheit und Geistesgegenwart bewies. Es freut mich insbesondere, weil Sie ein länger dienender Front-Unteroffizier sind, Ihnen zu der allerhöchsten Auszeichnung gratulieren zu können. Diese Unteroffiziere sind wichtige Säulen der Armee. Kommen Sie näher, ganz zu mir, junger Held, und reichen Sie mir die Hand! . . . Aber rasieren hätten Sie sich lassen sollen, Sie Schweinerei!“ — (Simpl.)

— „Ja so! Ist Herr Meyer zu sprechen?“

„Bedauere, er macht soeben Bilanz!“

„Was, jetzt mitten im Monat?“

„Ja, die Gnädige liegt nämlich schon seit zwei Stunden wegen Anschaffung eines Automobils in Ohnmacht!“ —

Notizen.

— Hartleben beabsichtigt am 1. Oktober wieder in Berlin einzutreffen. Mit dem „Rückfall“ scheint es also nicht so arg gewesen zu sein. —

e. Maxim Gorki arbeitet gegenwärtig an einem Drama. —

— Der Giordano Bruno-Bund veranstaltet am 25. September abends 8 Uhr in Bürgerhalle des Rathhauses eine „Öffentliche Herbstfeier“. —

c. Die Einkommensverhältnisse der englischen Romanschriststeller. Die Zeitschrift „The Wootman“ hat eine Enquete veranstaltet, aus der hervorgeht, daß vierzig englische Romanschriststeller und Erzähler allein von dem Gewinn aus ihren Büchern in ihrem Lande und seinen Kolonien leben können; fünfundsachtzig andre leben auch ausschließlich von ihrer Feder, aber nur mit Hilfe der Unterstützung, die sie für ihre Bücher aus den Vereinigten Staaten erhalten. Vier Autoren der zweiten Kategorie erhalten mehr aus Amerika als aus England, und zwanzig bekommen gleichviel aus beiden Ländern. —

— Wosse hinter Scherl. Der „Weltspiegel“ veröffentlicht ein Preisausschreiben für eine Photo-Novelle. Zu vier Photographien soll ein verbindender novellistischer Text geschrieben werden. Ausgesetzt sind zwei Preise von je zweihundert Mark für die beste erste und die beste humoristische Bearbeitung des Themas. —

— Der zweite literarische Abend des Residenz-Theaters, am 4. Oktober, bringt Björnsons Schauspiel „Leonarda“. —

— Paul Lindaus neues Drama „Nacht und Morgen“ wird am 3. Oktober im Berliner Theater erstmalig in Scene gehen. —

— „Schall und Rauch“ eröffnet unter der Leitung von Dr. Hans Oberländer und Berthold Held am 1. Oktober eine ständige Spielzeit in dem neuen Heim Unter den Linden 44. —

— „Dichterschmerzen“, eine Duoscene von Arthur Pserhofer gelangt heute zum erstenmal im „Dunten Brett!“ (Alexanderplatz) zur Aufführung. —

— „Sebastian“, eine Tragödie von Curt Geude gelangt am 26. September im Dresdener Hoftheater zur Erstaufführung. —

— Die Ausführung des Hamburger Brahms-Deut' mals sollte an Klinger vergeben sein. Jetzt wird gemeldet, daß überhaupt noch kein Entscheid getroffen wurde. —

— Ein Aufsichtspostkarten-Preisausschreiben hat die Weinhandlung W. Kempinski u. Co. (Berlin) erlassen. Ausgesetzt sind 500, 300 und 200 M. Bekter Einlieferungstermin ist der 13. November 1901. —

— Die 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hat gestern in Hamburg zu tagen begonnen. Den ersten Vortrag hielt Professor Lecher (Prag) über die Herz'sche Entdeckung elektrischer Wellen und deren weitere Ausgestaltung. —